

Predigt von Vikar Sascha Ebner am 1. Sonntag nach Trinitatis (14.06.2020)

Predigttext: Apg 4,32-37

32) Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.

33) Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen.

34) Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte

35) und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.

36) Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig,

37) der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Liebe Gemeinde!

Allem Anfang wohnt ein Zauber inne. Wer schon einmal verliebt war, weiß, wie besonders sich das anfangs anfühlt. Man möchte mit dem Menschen, den man kennen und lieben gelernt hat, alles teilen: den Besitz, die Begabungen, die Lebenszeit. Nichts gehört einem noch ganz allein; man ist bereit, alles zu geben – und empfindet dabei keinerlei Verlustängste. Man ist, wie es auch im Predigttext heißt, ein Herz und eine Seele. Man ist überzeugt, endlich erkannt zu haben, wo man hin gehört im Leben. Die Zeit des Egoismus soll endlich vorbei sein; man will sein Leben ganz neu ausrichten.

Im Laufe der Zeit wird es dann aber schwieriger. Mit dem Alltag kommen die Herausforderungen, zum Teil auch die gegenseitigen Enttäuschungen. Man beginnt wieder damit, die eigenen Bedürfnisse vor die Anliegen des Partners zu stellen. Man investiert vielleicht noch das Nötigste, um kein allzu schlechtes Gewissen haben zu müssen. Aber von der ursprünglichen Verliebtheit und dem anfänglichen Idealismus ist nicht mehr viel übrig. Warum sollte es auch anders sein?! Beim Partner verhält es sich doch genauso.

Und was für Partnerschaften gilt, verhält sich bei größeren Gruppen und Gemeinschaften ganz ähnlich. Die Jerusalemer Urgemeinde ist ein gutes Beispiel dafür.

Die ersten Christinnen und Christen lagen sich nach Ostern und Pfingsten selig in den Armen. Jesus war auferstanden – und der Heilige Geist hatte aus der Vielzahl seiner Jüngerinnen und Jünger erneut eine fröhliche Gemeinde gemacht. Sie waren sich sicher, nichts und niemand könnte sie noch einmal auseinander reißen. Sie hatten doch jetzt endgültig erkannt, wo ihre gemeinsame Lebensmitte lag: im Glauben an Jesus Christus, den Erlöser. Gemeinsam wollten sie ihm dienen. Alle anderen Dinge waren dem gegenüber doch zweitrangig. Was sollte ihnen denn da noch passieren?!

Wir wissen, dass sich dieser Zustand ständiger Glückseligkeit auch in der Kirche nicht erhalten hat. Die Apostelgeschichte berichtet gleich im Anschluss an den Predigttext davon, dass es nicht lange gedauert hat, bis erstmals zwei Gemeindeglieder einen Teil ihres Besitzes stillschweigend für sich behalten haben. Das Prinzip der radikalen Gütergemeinschaft war damit gescheitert; das gegenseitige Vertrauen war erschüttert. Und auch die Briefe des Apostels Paulus zeigen deutlich, dass es in den verschiedenen christlichen Gemeinden schon sehr früh zu wirtschaftlichen und theologischen Streitigkeiten kam.

Die Menschen in einer christlichen Gemeinde in fröhlicher Eintracht, miteinander „ein Herz und eine Seele“... Diese Darstellung wirkt demnach wie ein naives Ideal, das schon nach kurzer Zeit überholt war und nicht zur Nachahmung empfohlen werden kann. Was bringt es uns dann überhaupt, wenn wir uns dieses Bild vor Augen führen?

Mich reizt die Geschichte von der Entwicklung der Urgemeinde, weil sie uns aufzeigt, wie menschliches Zusammenleben dauerhaft gelingen kann.

Wie in einer Partnerschaft, so gibt es auch in einer Glaubensgemeinschaft zwei Möglichkeiten, wie man mit dem Erwachen in der Wirklichkeit nach anfänglichem Überschwang umgehen kann. Die erste Möglichkeit besteht darin, das Zusammensein zu beenden. Man sagt sich dann etwa: Die schöne Phase ist vorbei; es macht keinen Sinn mehr, an etwas festzuhalten, das nicht mehr hundertprozentig ehrlich ist und glücklich macht. Es war eine schöne Zeit, aber jetzt hat sich das Ganze eben überlebt.

Die zweite Möglichkeit besteht hingegen darin, die veränderte Situation bewusst anzunehmen und das Beste aus ihr zu machen. Man erlaubt der Beziehung, sich zu wandeln. Man erkennt dabei an, dass der Idealzustand am Anfang tatsächlich nur eine Momentaufnahme war. Aber man bemüht sich, einen Funken der ersten Euphorie am Leben zu erhalten und in den Alltag zu integrieren.

Beide Optionen haben in meinen Augen eine gewisse Berechtigung – sowohl in einer Partnerschaft als auch in Bezug auf eine Glaubensgemeinschaft. Es empfiehlt sich, im Einzelfall genau zu prüfen, wofür es sich zu kämpfen lohnt und wofür nicht.

In Bezug auf die Kirche sagten schon damals viele Menschen: Jesus ist ja ein guter Mann gewesen. Und es mag ja auch wirklich viele Menschen gegeben, die ihm aufrichtig nachfolgen wollen. Aber es gibt auch zu viele schwarze Schafe in den Gemeinden: Menschen, die sich ungerecht verhalten oder es nicht wirklich ernst meinen mit dem Glauben. So eine Vereinigung brauche ich nicht. Ich kann doch auch ohne diese Gemeinde an Gott glauben. Deswegen gehe ich.

Dieser Gedankengang war durchaus nachvollziehbar – und auch heute ist er es noch. Darüber hinaus hat die Auffassung, man müsse sich doch nicht an irgendwelche Gruppen oder Vereine binden, um glücklich zu werden, in unserer Gesellschaft gerade wieder Hochkonjunktur; das spüren auch andere Institutionen sehr deutlich. Es ist ja grundsätzlich auch zu begrüßen, dass heute jeder Mensch seinen eigenen Weg gehen kann – auch in Fragen des Glaubens. Lange Zeit war das auch hierzulande noch weitaus schwieriger. Jahrhundertlang waren viele Menschen, die eigentlich gar nicht überzeugt waren von der christlichen Botschaft, trotzdem Mitglieder der Kirche – sei es nun aus gesetzlichem oder aus gesellschaftlichem Druck gewesen. Ich wünsche mich nicht in diese Zeit zurück.

Trotzdem entscheiden sich weiterhin viele Menschen dafür, Mitglied der Kirche zu sein. Und auch die meisten Mitglieder der ersten christlichen Gemeinden haben sich für diese Option entschieden. Auch sie mussten früher oder später in der Realität ankommen. Es ist auf Dauer eben nicht möglich, permanent „ein Herz und eine Seele“ abzubilden. Diese Einsicht war zweifellos schmerzhaft, aber sie war für die Kirche gleichsam überlebenswichtig. Denn trotz der ersten großen Enttäuschungen haben die meisten der ersten Christenmenschen ihren Bezug zu Gott und zu ihren Glaubensgeschwistern nicht aufgegeben. Die christlichen Gemeinden wurden dadurch am Leben erhalten – und der Glaube an Jesus Christus konnte über zwei Jahrtausende hinweg überliefert werden.

Es war daher klug, nicht gleich aufzugeben. Denn bei allem Verständnis für den Ärger über die Schwächen der Kirche sollte man nicht ins andere Extrem stürzen und jede Art von verbindlicher Gemeinschaft grundsätzlich ablehnen. Es sei natürlich niemandem abgesprochen, dass er vielleicht auch ohne Zugehörigkeit zu einer Gemeinde an Gott glauben kann. Glaube ist ja auch etwas sehr Persönliches; und jeder Mensch sollte die Freiheit haben, eine ganz eigene Frömmigkeit zu entwickeln. Allerdings hat Jesus nicht einzelnen Schülern Privatunterricht erteilt, sondern eine Gemeinschaft von Jüngerinnen und Jüngern begründet. Niemand hat seinen Glauben für sich allein. Und niemand hat die Geistesgaben, die ihm von Gott anvertraut worden sind, nur zum Eigengebrauch bekommen. Das galt für die ersten Christinnen und Christen vor 2000 Jahren – und das gilt auch für uns heute. Die Begabungen der Menschen in einer christlichen Gemeinde sind sehr unterschiedlich. Alleine hier im Gottesdienst brauchen wir viele verschiedene Menschen, die die unterschiedlichsten Aufgaben wahrnehmen; ich habe sie vorhin in der Begrüßung erwähnt. Und auch außerhalb der Liturgie gibt es viele engagierte Menschen, die ihre Fähigkeiten anderen Leuten zur Verfügung stellen.

Wir sind als Kirche und Gemeinde auf dem Weg; das Reich Gottes ist unter uns schon angebrochen, aber wir erleben nicht dauernde Glückseligkeit. Die ist uns erst im Himmel verheißen. Bis dahin gilt es, die Begabungen zu teilen, einander zu unterstützen, füreinander da zu sein. Und das, liebe Gemeinde, gelingt uns meistens wirklich gut, wie ich finde. Gerade in den letzten Monaten haben wir wieder sehr viel auf die Beine gestellt. Gemeindeglieder haben füreinander Einkäufe übernommen, viele Menschen wurden mit Predigten und geistlichen Impulsen versorgt, wir haben uns gegenseitig angerufen und füreinander gebetet. Wir lassen einander nicht fallen.

Und hin und wieder wird auch der Idealzustand mal Realität bei uns; es gibt Momente, in denen der Geist der kirchlichen Anfangszeit nochmal auflebt: Zum Beispiel, wenn wir bei einem besonders schönen Gottesdienst miteinander gebetet und gesungen haben und danach alle sagen, sie hätten dabei „etwas gespürt“; wenn wir miteinander unser Gemeindefest feiern und alle bei einem Bier zusammen sitzen und sich einfach über die Gemeinschaft freuen; oder wenn wir miteinander ein großes Projekt umsetzen, das unsere Kirche und Gemeinde schöner macht.

Die Urgemeinde hat sich damals entschieden, weiterzumachen. Lasst auch uns weiterhin Gemeinde sein! Mit allen Höhen und Tiefen – und mit all dem Mittelmäßigen des Alltags. Die perfekte Kirche gibt es nicht; das hat schon am Anfang nicht funktioniert. Aber die Erinnerung an den Enthusiasmus der ersten Tage kann uns hin und wieder Flügel verleihen. Und hin und wieder können wir ihn auch heute noch spüren, diesen besonderen Geist des Anfangs. Manch einem Anfang wohnt ein bleibender Zauber inne. Amen.